

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 14 (1910-1911)

Heft: 6

Artikel: Geschichte der schweizerischen Literatur

Autor: Jenny, Ernst / Rossel, Virgile

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664702>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

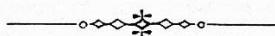
jis no der schöner Himmel, dert chunnt mer de kei Mönts ch yne, das gitt tufigmilonie mal der schöner, das gitt de der Rosshimmel!"

Die zwöi Ängeli hei der Gabriel usglachet und hei gmeint, es gäbi ja gar kei Rosshimmel. „Dänk wohl gits eine," het der Gabriel gseit, „wartet nume no e chly, de gsehters de." Ar het es chlyners Tischli abgruumt und het es Tischtuech drüber gschbreitet. De isch er wider uf der Arde ume-
gsloge und het armi, chranki Ros gsuect für sy Himmel. Lang isch es nid
gange, so het er gha, was er gsuect het. Mit emene Choli, wo kei
Chopf meh het gha und emene Schümmel, wo der Schwanz und drü Bei
gsfählt hei, isch er i Rosshimmel ufe gsloge.

Sitz isch es schtill worde bi däne Ängeli im rächte Himmel und bim
Ängel Gabriel im Rosshimmel, so schtill, daß der Liebgott z'grächtem
hgschlafe-n-isch.

Wo-n-er du wider erwachet isch, sy alli drei Ängel bi-n ihm gsässe und
hei ne gmünts chlet. Under der Schtubetur isch em Liebgott sy Frou und
zuglych d'Mutter vo däne drei Ängel gschtande und het gseit: „Das isch
wider einisch e schöni Ornig da inne!"

Die Ängeli hei der Liebgott agluegt und hei gmeint: „Mir sy drum e
chlei im Himmel gti." De sy si zu der Mutter gschbrunge und hei nere
gsflattiert: „O, hüt isch e schöne Sunntig gti!" Dusse hets geng no grägnet
was abemöge het und geng no nöji Rägewulke sy vom Fryburgbiet här cho.



Geschichte der schweizerischen Literatur.

Von Ernst Jenny und Virgile Rossel.*)

Ich will nicht untersuchen, ob der „Versuch“, die Geschichte des geistigen Lebens der Schweiz im Zusammenhange darzustellen und demgemäß eine Einheit zu schaffen, wo in Wirklichkeit nicht nur eine Zweiheit, sondern eine Vierheit besteht, gelungen sei oder je gelingen könne. Ich würde mich freuen, wenn ich feststellen könnte, daß unsere vier Literaturen, oder auch nur die deutsche und die französische, eine sachgemäße und schöne geschichtliche Darstellung gefunden haben. Allein die Literatur der französischen Schweiz kenne ich zu wenig, als daß ich wagen würde, die Behandlung, welche Virgile Rossel ihr hat angedeihen lassen, auf ihren Wert zu prüfen; die von Ernst Jenny ausgearbeitete Literaturgeschichte der deutschen Schweiz dagegen hat mir im zweiten Bande eine schwere Enttäuschung bereitet. So weit sie sich mit der Schilderung der geistigen Zustände der Schweiz im allgemeinen beschäftigt und soweit sich Jenny auf die zusammenfassende Wiedergabe wissenschaftlicher Vorarbeiten von andern Fachleuten beschränkt, ist alles annehmbar. Wo es sich jedoch

*) Bern, Verlag von A. Francke, 1910. Zwei Bände zusammen Fr. 12.50.

darum handelt, selbständig die einzelnen Dichter zu charakterisieren, ihre Darstellungsweise, ihren Stil zu kennzeichnen, einen Begriff von ihrer Lebensauffassung und Weltanschauung zu geben und jeden in seiner Besonderheit erscheinen zu lassen, versagt sein können. Auf Schritt und Tritt begegnet man Ungleichmäigkeiten in der Behandlung der Gegenstände, Flüchtigkeiten, Lücken, einseitigen Urteilen, Hervorhebung von Nebensächlichem auf Kosten des Wichtigen und einem entschiedenen Mangel an Gerechtigkeitsliebe. Nur selten nimmt er einen Anlauf, uns in die Vorstellungswelt der Dichter, deren Werke er beurteilt, durch eine klare und bündige Analyse einzuführen und so dem Leser die Möglichkeit zu verschaffen, sein Urteil zu verstehen. Keller's und Meher's Gedichte werden nur obenhin gestreift, während er für den Lyriker Leuthold sechs Seiten übrig hat — allerdings um nebenbei auch ein bißchen zu polemisieren. Die künstlerisch hervorragendsten Erzählungen Faßob Frey's kennt Jenni nicht, wie er überhaupt keinen Sinn hat für das Organische in der Kunst; ebensowenig nennt er die bedeutendste Arbeit Paul Flig's; der Lyriker Friedrich Bopp, der zu unsfern besten gehört, wird nicht erwähnt, die Erzählungen Joachim's werden als unkünstlerisch einfach totgeschwiegen, obwohl in einzelnen mehr wirkliches Leben pulsirt als in manchem Werke sogenannter „Sterne“ an unserem Literaturhimmel. Diese und andere Lücken ließen sich einigermaßen entschuldigen, wenn der Verfasser prinzipiell nur diejenigen Werke in Betracht gezogen hätte, welche gemäß ihrem Kunstwerte zum eisernen Bestande gehören, und wenn das wahrhaft Bedeutende und Dauernde eine angemessene Behandlung und Bewertung erfahren hätte. Weder das Eine noch das Andere trifft hier zu. Man lernt weder Keller noch Meher, weder Widmann noch Spitteler ihrer literarischen Eigenart nach kennen, und was Jenni über die jüngeren schweizerischen Dichter zu sagen weiß, ist erst recht belanglos. Ein Literaturgeschichtsschreiber sollte doch, wenn er ein Kunstwerk und seinen Stil beurteilen will, selber Sinn für das Organische, sowie Stilgefühl besitzen. Besäße Jenni das erste, würde er nicht soviel einseitige Geschmacksurteile vorbringen, die nur den Eindruck wiedergeben, welche ein Werk in seiner subjektiven Empfindung hervorgerufen haben, würde er auch nicht den Hauptfehler begehen, beständig einen Schriftsteller am andern zu messen, sondern mehr darauf bedacht sein, die Individualität jedes einzelnen zu erfassen. Den gerügten Mangel an Stilgefühl aber beweist seine eigene Schreibweise. Man höre: „Die Quelle (des Humors bei Keller) konnte wohl vorübergehend getrübt oder verstopft werden durch die Härte des Kampfes ums Dasein“; „Nur ein Keller konnte aus dem spröden Erlebnis . . . Erzählungen voll Blut und Wärme zimmern“; . . . tatsächlich wurde diese Schöpfung („Der grüne Heinrich“) die glänzendste deutsche Dichtung, die den Blüten und Blüten eines Kunstslerisch durchfühlten Materialismus und Atheismus aufweist“; „die Romantik, die lieber in sich hineinhörchte und das ungelautezte Gold, welches die gefundenen Sinnen dem Kunstsler hirn zu führen, unterwertete. Solchen Stilblüten, unnatürlichen und unanschaulichen Wendungen begegnet man leider sehr häufig.“

Wie leichtfertig er charakterisiert, will ich an einem Beispiele darum. Ich greife zu diesem Zweck einige Stellen aus dem Abschnitt heraus, den

Jenny mir gewidmet hat. Ich könnte auch den Abschnitt über J. C. Heer, Ernst Bahn, Fritz Marti oder irgend einen andern der jüngern Schriftsteller herausgreifen und würde zum selben Resultate kommen: daß wir in Jennys Arbeit bitterbösen Feuilletonismus, aber keilebe keine ernsthafte Literaturgeschichtsschreibung vor uns haben. In dem erwähnten Abschnitt heißt es z. B.: „Zuerst stand er (Bögtlin) unter dem Eindruck Leutholds“. Hier mißbraucht Jenny schlankweg eine Auszierung meines Helden in „Jugendliebe“, indem er sie auf mich anwendet. Wenn sich keine Spuren von Leuthold in meinen Arbeiten nachweisen lassen, hat es keinen Zweck, derartiges zu erwähnen; namentlich dann nicht, wenn man sonst nichts „Positives“ über mich aussagen weiß, als daß ich Probleme dichterisch zu lösen versuche. (Als ob ich je von einem Problem ausgegangen wäre! Steht nicht überall die Begebenheit und die Erfahrung im Mittelpunkte, sogar im „Hansjakob“?) Gleich hernach fährt Jenny fort: „später aber wirkte auf ihn Meyers und wohl auch französische Kunst. Das zeigen die etwas schwerfällige Reformationsnovelle „Meister Hansjakob“ und die Erzählungen „Heilige Menschen“. Hier würde es ebenso schwer halten, Meyer'schen oder französischen Einfluß nachzuweisen. Die Behauptung ist völlig aus der Luft gegriffen und kann sich höchstens an die Tatsache anflammern, daß ich meine erste größere Arbeit C. F. Meyer gewidmet habe. Dies geschah aber nicht etwa, weil ich mir Meyer zum Vorbild genommen, sondern weil er sich sehr freundlich für mich interessiert hatte. (Nebenbei: Weshalb weiß Jenny bei Bahn nicht auf Vorbilder, nicht auf entlehnte Motive hin, wo dies doch so leicht gewesen wäre? Die „Reformationsnovelle“ spielt übrigens zur Zeit der Gegenreformation. „Schwerfällig“ ist nach seiner Ansicht das Bezeichnendste für die Arbeit, welche C. F. Meyer „temperamentvoll und recht individuell erzählt“ nennt. Was das „Vaterwort“ und „Das neue Gewissen“ mit der mir imputierten und unglücklich formulierten „höchsten ethischen Forderung“ zu schaffen haben, begreife ich nicht und wahrscheinlich sonst niemand außer Jenny. Bögtlin „arbeitet mühsam“. Woher weiß dies Jenny? Offenbar ist ihm gar nicht bekannt, welche Pflichten ich zu erfüllen habe, wie selten die Tage sind, die mir für schriftstellerische Arbeit zur Verfügung stehen. Natürlich muß ich es Berufeneren überlassen, zu entscheiden, ob „der Fluß der Sprache und die Klarheit der Motive“ unter dem mühsamen Arbeiten leide. Übrigens eine erstaunliche Logik! Ein gewisser Lessing hat auch „mühsam“ gearbeitet, ebenso ein Spitteler (S. 282), und doch hat weder der Fluß der Sprache noch die Klarheit der Motive darunter gelitten.

Aus dem, was Jenny über meine Novellen, Geschichten und Skizzen sagt, die unter den Titeln „Liebesdienste“ und „Jugendliebe“ gesammelt wurden, muß ich schließen, er habe sie nicht gelesen, sondern bloß einseitige Rezensionen darüber. Alleß Geflunker, nicht aber Geschichtete! Besäße Jenny die nötige Selbstständigkeit und Gewissenhaftigkeit in der Nachprüfung der Urteile anderer, müßte er nicht meistens auf die Tageskritik zurückgreifen, so würde es ihm kaum zustoßen, den Inhalt der Arbeiten zweier Schriftsteller (Schild und Wyß) auf Seite 312 mit einander zu verwechseln. Offenbar weiß er gar nicht, was der „Großättli aus dem Leberberg“ für ein Ding ist.

Nach seiner Darstellung muß ich ferner annehmen, er betrachte „Manesse“ im Gegensatz zu den eben genannten Sammlungen als ein Kunstwerk und zwar einzig deshalb, weil er einen „starken Eindruck“ hinterläßt. Als ob ein Kunstwerk unsere Seele nicht auch bloß wie ein Hauch berühren dürfte!

Mein Gesamturteil vertieft sich zur Überzeugung, daß die deutsch-schweizerische Literaturgeschichte noch zu schreiben ist. Gerade der zweite Teil, in welchem das „Hauptgewicht auf die Neuzeit gelegt ist“, macht durchaus den Eindruck schnellschreitiger Dilettantendarbeit. Weshalb hielt sich der Verlag nicht an bewährte Männer wie Adolf Frey, Hans Trog, Albert Geßler, Emil Cermatingen, Bernhard Wyss, Alfred Schaer u. a.?

Mükliche Hauswissenschaft.

Der Einfluß der Durchlüftbarkeit der Wohnungen auf die Sterblichkeitsverhältnisse.

Wie die „Soziale Praxis“ berichtet, wurde im Auftrage des Local Government Board eine wertvolle Untersuchung von Dr. Darr-Mair durchgeführt in Bezug auf den Einfluß der Durchlüftbarkeit der Wohnungen auf die Sterblichkeitsverhältnisse. Es galt, die vergleichenden Zahlen über Sterblichkeit zu finden zwischen Häusern, die so gebaut sind, daß ein Durchzug der Luft stattfindet, und Häusern, bei deren Bauart dies nicht möglich ist. Die Untersuchungen erstrecken sich auf 13 Industriestädte in Yorkshire. Man wählte nur Häuser, die auf gesundem Grund und Boden standen und eine sonst einwandfreie Bauart aufwiesen, um andere Einflußquellen für die Beurteilung der Sterblichkeitsverhältnisse möglichst auszuschalten, da nur die mehr oder weniger gute Durchlüftbarkeit das unterscheidende Merkmal sein sollte. Schließlich wurden, um Zufälligkeiten möglichst zu vermeiden, die Sterblichkeitsverhältnisse der zur Untersuchung kommenden Häuser für einen Zeitraum von 10 Jahren (1898 bis 1907) aufgenommen. Da es sich um bestimmte, hauptsächlich von der Industriearbeiterschaft bewohnte Gegenden handelte, so waren die zur Untersuchung gelangten Häuser ungefähr von der gleichen Klasse Personen mit ähnlichen Einkommensverhältnissen bewohnt. Allerdings stellt sich die Durchschnittsmiete in den durchlüftbaren Häusern um etwa 1 sh pro Woche höher, so daß die wirtschaftliche Lage der Bewohner im ganzen wohl als besser anzusehen ist als der Bewohner der Häuser anderer Bauart. Aber dieser Unterschied ist zu unbedeutend, um die Ergebnisse wesentlich beeinflussen zu können.

Auf Grund des nach allen Seiten hin vorsichtig gewählten Materials hat sich ergeben, daß die Sterblichkeit in den Wand- an Wandhäusern um 15% höher ist als in den zu durchlüftenden Häusern. Ja, der Unterschied steigt bis auf 20%, wenn die Wand- an Wandhäuser in lang fortlaufenden Straßenzügen ohne Unterbrechungen durch Nebenstraßen stehen. Günstiger dagegen stellt sich die Bauart in Blöcken von vier aneinander stoßenden Häusern. Bei dieser Bauart ist wenigstens eine seitliche Durchlüftung